



Der Verkünder

Sein Wort sprang aus des Weltalls Feuerfern!
Uralte Wahrheit sprach er aus, doch so,
Daß sie aus neue flammte lichterloh,
Hell überleuchtend diesen dunklen Stern!

Es war ein Rausch in ihm vom höchsten Herrn!
Die heiße Sucht nach einem Jgendwo,
Nach Menschen, erdvertraut und gottesfroh,
Nach einem Lichtgeschlechte, das uns fern!

Und dennoch war sein Wort voll Gegenwart,
Voll Brunst nach Fülle und nach Kraft und Sein!
Es war ein Sturm der See und sonnenart,

Ein Blitz der Wolfe und ein Sternenschein —
So daß die Jünger bebend ihn umfassen
Und, was noch Staub an ihnen war, vergassen!
May Zayef

Verloren

Nach all den Nächten, die voll Sternen hingen,
Nun diese dumpfe, trübe, nasse Nacht,
Als wär die Arbeit aller Zeit vollbracht
Und niemals wieder Hoffnung auf Gelingen.

Wohin die Schritte weisen, da das Ziel
Ertrank im nebeligen Grau der Wege?
Ich such' nur noch, wo ich mich niederlege,
Den stillen Platz. Verloren ist das Spiel.

Ich höre vieler Menschen Schritte tasten, —
Verirrte Menschen, einsam, müd und arm, —
Und keiner weiß, wie wohl ihm wär und warm,
Wenn wir einander bei den Händen faßten.
Erich Mähfarn

Der heilige Humor

Von Zugo Salus

Als die Professoren der ehrwürdigen Universität vor Jahren ihre Mittwochstafelrunde gegründet hatten, waren sie von dem guten Gedanken geleitet worden, daß Männer der Wissenschaft nicht immer nur in ihre Ideenkreise eingesponnen bleiben, nicht stets nur von ihrem hohen Berufe sprechen sollen, daß ein Herabsteigen von den Lehrstühlen ihnen sehr wohlthuen werde, daß ein „desipere in vino“, sich der Weisheit im Weine ernüchtern, ihnen allen sehr wohlbekommen müsse; so waren diese Mittwochabende für viele von ihnen wirkliche Erholungsfunden geworden, in denen jede Fachsimpelei sich deshalb verbot, weil alle drei weltlichen Fakultäten vertreten waren, ja sogar ein freisinniger Theologe war regelmäßiger Gast der Tafelrunde, der still den Gesprächen lauschte und nur manchmal durch eine kurze Bemerkung bewies, daß er ein Sohn unserer Zeit war wie die anderen Gelehrten auch.

Die Gespräche hielten sich stets auf einer gewissen geistigen Höhe und so kam heute die Rede auf den Gegensatz zwischen Witz und Humor.

Der Philologe faßte die Sache gründlich an und wies darauf hin, daß Humor die Feuchtigkeits heiße, daß man also ebenso gut „desipere



P. Wolff-Zamzow

in humore, sich der Weisheit bei irgendeiner Flüssigkeit ernüchtern“ sagen könnte, es müsse gar kein Wein sein. „Nur die Feuchtigkeit gehört dazu und selbst wenn es Tränen sind! Sie wissen ja, meine Herren, daß ein bekannter Ausspruch sagt, der echte Humor lächelt unter Tränen, der Witz aber sucht das Zwerchfell zu erschüttern, er wirkt durch die drastische Komik, der Humor ist der edlere, gesteigerte, erhöhte Bruder des Witzes, er stellt die Unzulänglichkeit des Lebens in Vergleich mit den erhabenen Anforderungen des Ideals, er läßt die Kleinlichkeit unseres Daseins sich in dem klaren Spiegel der Abgeklärtheit spiegeln und so seine Schwächen erkennen. Das tut der Humor!“

„Das tut der Humor, aber er tut noch mehr!“ meinte der Philosoph. „Er zeigt dem Menschen nicht bloß seine Schwächen, er wendet sich an seine reinsten Gefühle und läßt sie sich in befreienden Tränen entladen, auf daß er trotz seiner Unzulänglichkeit Mut zum Weiterleben finde. So ist der Humor ein Tröster und Heiler, er gibt dem Erdensohne die versöhnende und beruhigende Überzeugung, daß es einen Ausgleich zwischen den höchsten Anforderungen der geläuterten Vernunft und Weisheit und seiner Unvollkommenheit gibt, er ist gütig und lehrt den Menschen nicht einfach über seine Schwächen hinwegzulaufen, sondern sie durch Einsicht überwinden. Der wahre Humor hat immer eine gewisse Größe. Mir erscheint er gern in der Gestalt Charons, des Fergen über den stygischen Strom, der den fröstelnden Seelen in seinem dunklen Nachen drüben die asphodelischen Gefilde zeigt, auf die er zusteuert und in denen sie sich schon von weitem als geläuterte und schöne Gestalten, frei von aller Erden schwere, wandeln sehen.“

Er schwieg, die andern dachten seinen Worten nach, nur ein Rechtslehrer schüttelte ungläubig das Haupt und sagte: „Der Tod als Sinnbild des Humors? Das ist ein kühner Vergleich! Glauben Sie wirklich, daß ein Mensch in seiner Todesstunde oder beim Sterben des geliebten Wesens Empfindungen des Humors haben kann? Ich glaube das nicht!“

Da meldete sich der Berühmteste aus der Tafelrunde, der weltbekannte Naturforscher, zum Worte, er, dessen Vertiefung in die Erhabenheit der Natur, in die Geheimnisse der Entwicklung alles Lebendigen eine neue Offenbarung gezeitigt hatte, der die Gebildeten der ganzen Welt mit Begeisterung lauschten, und sagte schlicht:

„Ich habe eine Todesstunde, die Sterbestunde meines geliebten Vaters, erlebt, habe den Schmerz des endgültigen Abschiednehmens von einem geliebten Angehörigen so tief empfunden, wie nur je ein Sohn solch einen Abschied gefühlt hat, und dabei doch unter heißen Tränen Gefühle erlebt, die seltsam genug, zu den Ausführungen unseres lieben Freundes, des Philosophen, eine Erläuterung geben können. Die darf ich Ihnen vielleicht zu schildern versuchen.“

Um den Tisch war es ganz still geworden, nur aufmunternde Blicke forderten den Naturforscher auf zu erzählen, und so begann er denn: „Mein Vater ist Offizier gewesen, er war Hauptmann, als er, von einer österreichischen Kugel im Jahre 1866 getroffen, in einem sächsischen Lazarett sterben mußte. Da war ich an sein Krankenlager gerufen worden, von ihm Abschied zu nehmen. Der arme Vater lag nun in einem Stübchen des Spitals in seinem Bette und hielt meine Hände zwischen seinen fieberheißen Fingern und schaute mich mit wunden Augen an; er war der beste Vater gewesen, den ein einziger Sohn, der seine frühverstorbenen Mutter gar nicht gekannt hatte, je gehabt hat; er hatte mich mit der ganzen Liebe und dem Überschwang, dessen sein leicht erregbares Herz fähig war, erzogen, aber er hatte bei der Erziehung seines Kindes eine Schrulle, er, ein alter Achtundvierziger, wie er sich gerne nennen hörte, wollte seinen Sohn zu einem klarsblickenden Menschen erziehen, er wollte ihn ohne die, wie er meinte, für die Kindesseele verderblichen Märchen der Phantasie, jenseits alles Glaubens, groß werden sehen. So hatte er mich in der Schule alles lernen lassen, wie die anderen Kinder, aber er zerstörte dann zu Hause, wenn ich aus der Schule heimkehrte, alle meine Kindergläubigkeit durch sozusagen mathematische, geometrische Beweise von der Unhaltbarkeit alles dessen, was nicht bewiesen werden kann, weil ihm, dem Freigeist, nichts für den Verstand eines Lernenden verderblicher schien als die trägen Lehren der unbeweisbaren Glaubenssätze. Ich hatte ihn lieb und ließ ihn gewähren und freute mich vielleicht darum nur umso inniger mit all den schönen Märchen, die wir Kinder von den Lehrern und von einander erzählen hörten, weil sie mein Vater, der Freidenker, mir so gefährlich schilderte.“

Ich las später, ihm zu Gefallen, die freidenkerischen Schriften, die er mir vorsichtig auswählte, aber wenn er mich nicht überraschen konnte, las ich doch glücklich meine Märchenbücher, wie Sie alle sie gelesen haben. Als ich dann im Gymnasium war, gewährte er mir Einblick in seinen weitverzweigten Briefwechsel, er korrespondierte mit allen möglichen Freidenkern, er war, soweit sein Beruf es gestattete, Mitglied einer ganzen Reihe aufgeklärter Vereinigungen und fühlte sich so erhaben über alle gegebenen Religionen, daß er es als Schmach empfunden hätte, wenn sein einziger Sohn nicht gleich ihm ein Freigeist geworden wäre. Was Wunder, daß ich, ein unreifer Junge, bei den Zusammenkünften Gleichgesinnter, die oft in unserer Wohnung stattfanden und bei denen er mich hie und da für Augenblicke seinen Freunden vorführte, großartige Reden über Dinge führte, die ich nicht verstand, und mir dabei sehr wichtig und bedeutend vorkam! So verlief meine Kindheit und erste Jugend.

Dann aber hatte ich das große Glück, daß ich in die strenge Schule der Naturwissenschaft eintreten durfte, daß ich bei ernstesten und allem Pathos abgewendeten Lehrern beobachtete und



„Resurrexit“

Walther Püttner (München)

Ayuntamiento de Madrid



Einsame Welt

Wolfgangmüller (Dresden)

Ostermorgen

Nun legt der Morgen seine milden Hände
Stillsegnend auf den Scheitel dieser Flur,
Daß sie von Schlaf und Traum ihr Antlitz wende
Hinauf zu seiner goldenen Himmelsspur.

Der breite Eichbaum, der den starren Wipfel
Sehnsüchtig über junge Saaten schwingt,
Lauscht schauernd auf, wie es durch seinen Gipfel
Von alten längstgestorbenen Liedern klingt.

Zu seinen Füßen blühen Anemonen;
Sein graues Haupt doch grüßt ein fernes Licht,
Das aus der Berge eiskristallinen Kronen
Voll sanften Feuers auf ihn niederbricht.

Und wie ein kühler Wind die Glocken wieder
Vom stillen Flußtal klar herüberweht,
Ist mir, der Alte kniet am Felde nieder
Und spricht sein tausendjähriges Gebet.

Franz Langheinrich

urteilen lernte, so daß ich wieder bescheiden und vorsichtig in meinen Ansichten und Ausprüchen wurde und dem Vater gegenüber auf einen Standpunkt stiller Abwehr gedrängt war, der ihm eigentlich unbegreiflich und rückständig erscheinen mochte. Ich hatte ihn viel zu lieb, als daß ich ihm jemals ernstlich widersprochen hätte, auch ließ er mich in meinen Studien vorgehen, wie ich es für gut hielt, aber ich glaube nicht, daß er mit mir damals ganz zufrieden gewesen sein kann; es war ihm gewiß unbegreiflich, warum ich, ein freier Mann und nicht wie er beruflich gehemmt, mich so gar nicht an dem Vereinsleben der Freigeister beteiligte, was wirklich ganz abseits von meinem Wege lag; denn mir war nichts

so fremd, als das Kämpfen mit hochklingenden Worten, ich forschte still und hingegeben, das war mein Glück. Ich hatte nie die Betätigung eines Mutes darin gesehen, meine Weltanschauung klar auszusagen, ich freute mich ihrer als eines errungenen Besitzes, als eines selbstverständlichen Ergebnisses aus meinen Forschungen und Beobachtungen.

Doch diese Gedanken habe ich gewiß nie bewußt auf mein Verhältnis zu meinem Vater angewendet und gar damals, als ich an seinem Krankenlager stand, damals war wahrhaftig alles mehr in meinem Sinnen und Fühlen als Kritik. Ich sah seinen Verfall und wußte auch durch die Mitteilungen seines Arztes, daß er bald ausgelitten haben

werde. Ob er sich über seinen Zustand klar war, konnte ich seinen Worten nicht entnehmen. Er hielt meine Hand in der seinen, er fragte nach meinem Weibe und meinen beiden Buben und erkundigte sich nach den letzten Nachrichten vom Kriegsschauplatz. Gegen Abend wurde er müde und dämmerte in einem leichten Schlummer dahin, so daß ich auf Wunsch des Arztes meinen armen Vater verließ. Am nächsten Morgen sagte mir der Arzt, daß die Nacht sehr schlecht gewesen sei und der Kranke sichtlich verfallende. Das merkte ich auch selbst, als ich bei seinem Bette saß; er schaute mich mit traurigen, wissenden Augen an, eine furchtbare Angst war in seinen Blicken und mit leiser Stimme sagte er mir, daß

es ihm schlecht gehe. Und da, während ich ihm die Hand hielt und mein Herz von tiefter Wehmut und schmerzlichen Gefühlen mit ihm und mir, dem Sohne, dem der Vater sterben muß, erfüllt war, da schaute er mich suchend von der Seite an und sagte plötzlich mit unsicherer, schmerzverwirrter und scheinbar verschämter Stimme:

„Ich habe mich die ganze Nacht gequält, das Vaterunser herzusagen, ich habe es immer wieder versucht, aber ich kann es nicht mehr, in den vielen Jahren, seit ich es nicht mehr betete, habe ich es vergessen, ich kann mich immer nur an einzelne Worte und Sätze, aber nicht mehr an das ganze Vaterunser erinnern! Ich möchte es so gern noch einmal

ganz sagen oder wenigstens hören und nachsprechen und nun habe ich es vergessen! Daß man so etwas vergessen kann!"

Ich saß neben ihm wie neben einem Kinde, das nicht einschlafen kann, ich streichelte ihm leise die Finger: „Fürchte dich nicht, lieber Vater, du wirst dich schon wieder darauf besinnen!"

Und dann sagte ich ihm das Vaterunser vor, Wort für Wort, wie ich es hundertmal in der Schule gebetet hatte, und er sprach es nach, zitternd und bebend und mit einem unsäglich traurigen Aufleuchten der Augen bei jedem neuen Sage, den er auf meinen Lippen wiederfand, nachdem er sich die ganze lange Nacht nach dem Klange dieser Worte gesehnt hatte, in tiefstem Ernst sprach ich die Worte vor mich hin, ich, dessen Glaube der Glaube an das Geschehen und Geschehnüssen, dessen Frömmigkeit der Jubel über das Geschehmäßige, Begründete alles Werdenden und Gewordenen ist, ich, der ich es als eine Schmähung des großen ewigen Seins und Werdens, des allgewaltigen, weil notwendigen Lebens ansehen mußte, wenn man ihm mit kleinlichen Menschengebeten naht, da der Mensch ja auch ein Teil dieses allgemeinen Werdens und Werdensmüssens ist. Ich sprach dem andächtig lauschenden Freidenker das Vaterunser vor und er sprach es mir, dem Priester einer unbefruchtbar wissenschaftlichen Weltanschauung mit zuckenden Lippen nach und nickte zufrieden mit seinem Kopfe.

Und da war mir's, als hebe sich das Sterbelager meines Vaters mit mir hoch in die Luft wie auf einen Sockel, ein trauriges und doch befreiendes Lächeln war mein Empfinden, so seltsam es klingen mag, in meinem bewegten Herzen und meinem aufrichtigen Schmerze ganz hinten in meiner Seele hörte ich es leise, leise kichern, ich fühlte die freundliche Güte meines Gedächtnisses, das die Worte des Vaterunsers behalten hatte, mit denen ich meinen sterbenden Vater beruhigen konnte, als ein wohlthätiges Glück, ich fühlte den — ich darf und muß dies Wort anwenden, — den Humor dieses meines Vorbetens, dieses meines falschen und doch ehrlichen Priestertums, trotzdem mir dabei die Tränen über die Wangen liefen.

Und aus diesem Lächeln, diesem gemütvollen Humor heraus, wie ich glaube, aus innerstem Verstehen meines armen Vaters hielt ich plötzlich im Beten inne, ich tat so, als ob auch ich mich an die Fortsetzung des mir so geläufig gewesenen und nun aus der Versenkung emporsteigenden Vaterunsers nicht erinnern könne, ich sagte: „Siehst du, Vater, jetzt habe ich es auch vergessen," sagte ich, „aber das tut nichts, ich weiß, im Hause ist einer, der uns aushelfen wird!"

Und ich stand vom Sterbebette meines armen Vaters auf, ich entfernte mich lautlos aus dem Zimmer und schickte ihm den Priester und ich weiß, ich habe recht gehandelt. Dann bin ich nach dem Weggange des Priesters wieder bei ihm gesessen, er sah mich nicht an.

„Die Kinder sollen es auch lernen," hauchten seine Lippen und ich sagte: „Ja, ja, sie werden es lernen!" und dachte verschwiegen dabei: vielleicht um es durch innerste Frömmigkeit einmal zu überwinden, wenn sie reif dazu sein werden!

Und dann habe ich meinen Vater sterben gesehen. Es sind viele Jahre seitdem dahingerauscht. Aber an dieses Erlebnis wurde ich vorhin erinnert, als Sie über das Wesen des Humors sprachen. Meiner hat damals wirklich unter Tränen gelächelt: er war heilig, sicherstellig und gemüthlich."



Burger-Mühlfeld

Schwerverbrecher

„Lasst's mi aus! Bal mir a Stammgast vadurscht, kimm i vor's Schwurgericht!"

„Und ich empfinde ihn ganz mit Ihnen," sagte da der Theologe, der von seinem Sitze aufstanden und neben den Naturforscher getreten war. „Meine Theologie, die meine klare Weltanschauung ist, ist glücklich darüber, neben Ihrer Weltanschauung nicht die Blicke senken zu müssen. Denn unser aller Ziel..." und dabei reichte er dem Naturforscher und dem Philosophen die Hände — „unser aller Ziel ist die Beglückung des Menschengeschlechtes, so verschieden auch die Wege dahin sein mögen!"

Da klangen die Gläser aneinander.

„Vivat humor!" sagte, das ernste Gespräch beendend und die Stimmung lösend, der Philosoph. „Es lebe die Flüssigkeit auch im Augenblick ihrer Vernichtung! So wird aus der Flüssigkeit wieder der Humor, der göttliche, befreiende Humor. Und das ist die wahre Auferstehung!"

*

Am Rand der Stadt

Die Schlote bohren sich, gleich rostigen Lanzen, Tief in des Himmels weiches Fleisch hinein, Daß Blut ausspricht. — Auf staubigem Wiesenrain Rasten die Stromer mit geleerten Ranzen.

Schulknaben feiern Nachmittags-Bafanzen. Die Mütter halten Kaffeeklatsch im Frei'n. Umringt von Kindern, rot im Abendschein, Läßt ein Zigeuner seine Äffin tanzen.

Die Auto rasen hin, wo blau das Laub Der fernen Wälder glänzt. Ein Schweiß von Staub Und von Benzin schleift nach. Die Huppe singt.

Die Kinder schlafen ein. Man denkt nach Haus. Ein dunkler Knäul rollt ab, den mit Gebraus Des Ungetüms gezahntes Maul verschlingt.

Martina Wied

Die Gemeinderatsitzung

Von A. Dessauer

Gegend: Zwischen Murnau und Dachau.
Zeit: Gegenwart.

Personen: Der Bürgermeister, der Pfarrer, Großbauern, der Lehrer. Als Statisten einige Güter (Kleinfarmen).

Bürgermeister: „— — — also das wär' nachher in Ordnung mit dem Gemeindestier und mir machen's so wie Hochwürden g'sagt hat. Mir kommen dann zu die weniger wichtige Sach'n. Vom Herrn Dokta liegt a Schrieb vor; den will i enk vorles'n. Einem hochwohlwöhllichen Gemeindeauschuß — dös san nämlich mir — teile ich mit — mit — Höllsakra, schreibt so a Dokta ungsführig — mit —, daß der Armenhäusler Ignaz Spülger — dös is da Naz nämlich — von einem Augenleiden befallen ist, welches in kurzer Zeit — Zeit — Herrgott — —"

Lehrer (gußt dem Bürgermeister ins Schreiben und liest): „In kurzer Zeit dessen Erblindung herbeiführen wird —"

Bürgermeister: „Habt's verstanden? Erblindung herbeiführen wird — er moant, der Naz, der Lump, werd blind wer'n."

Lehrer (liest weiter): „Der Erblindung kann vorgebeugt werden —"

Großbauer I: „Was kann eahm?"

Bürgermeister: „Es kann vorgebeugt werden, vorgebeugt, halt so — er moant —"

Lehrer: „Der Herr Doktor dürfte, könnte, sollte wohl meinen, daß es möglich wäre, daß man verhindere, daß er blind werde —"

Pfarrer: „Dasell' glaab' i aber kaum, bal's a mal in Gottes Ratschluß liegt; die Herren Doktores leiden alle an großer Überhebung."

Großbauer (zum Bürgermeister leise): „Die Dokter mog er nit, seit eahm der unser am vurig'n Sonntag d' Schellfau abtrumpft hat —"

Lehrer: „Also — kann vorgebeugt werden, wenn der Patient im Lauf der allernächsten Tage in die Stadt in eine Augenklinik gebracht wird. Da besagter Patient aus eigenen Mitteln dies zu bewerkstelligen nicht im Stande ist, so sollte die Gemeinde dies übernehmen; ich möchte dies der Gemeinde im Interesse des Patienten dringend ans Herz legen und sie darauf aufmerksam machen, daß es sich um das köstlichste Gut eines Menschen, um das Augenlicht handelt."

Pfarrer: „Als ob dös das köstlichste Gut wär — so a Reher."

Bürgermeister: „Also, jetzt habt's ös g'hört — was moant's ös' daderzu?"

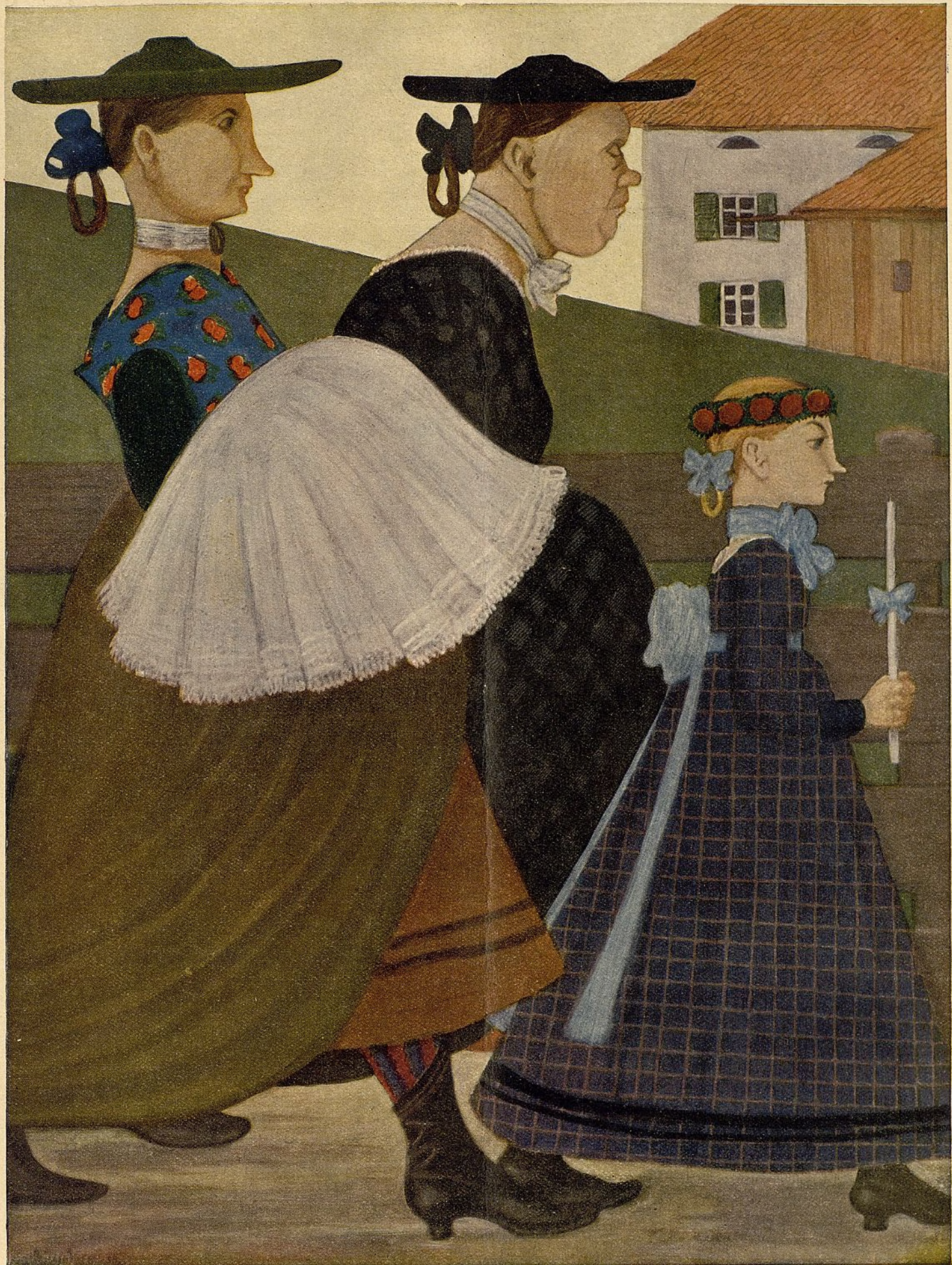
(Langes Schweigen, während dessen der Pfarrer eine Pfrise nimmt und mit Umgehung des Lehrers dem Bürgermeister seine Dose anbietet.)

Großbauer: „I moan, der Naz, der Lump kost uns a so vill Geld gnua und in da Stadt — na dös is z'vüll für unser Gmoa — hätt' der Lump g'haust wiar a no hat arwet'n?) könnma, nachher hätt'n eahm mir net auf'm Hals und müaßt'n eahm futtern; der Lump frißt a so wia wenn er a Großbauer wär' und Alles selbst verbeanat."

Großbauer 2: „Jojo — der frißt wiar an Dchs."

Großbauer I: „Wiar i leghin außer geh' auf die neuch' Bruck'n, fied' i an Fremd'n, an Maler oder so was, der schenkt am Naz a Zi-

¹⁾ ihr. ²⁾ arbeiten.



Aequivalent

„Wo mir no' alle Jahr tauf'n lass'n, da dörst der Kini 'm Vata scho a mal a Maß zahl'n!“

Ayuntamiento de Madrid



Die Osterlaube

In dieser Laube haben sich meine sämtlichen fünf Schwestern verlobt — und — denken Sie, Herr Kandidat, immer zu Ostern...!“

gahr und der Naz, der Lump, tuat der nôt, wia wenn er a Herr wär', steckt's glei ins Mäu einer und zünd's o'. Aber da bin i z'ruck und hab' eahm eine einer a'haut ins G'frieß¹⁾ — du Lump sag i, du elendiger — du aa rauch'n — du, du — kannst net amal dei Fress'n selber schaff'n sag i, flackst²⁾ bei uns umananda sag i und hab's glei z'ammaret'n die Zigahr, wo eahm bei da Watsch'n aus'm Mäu g'fall'n is. —"

Pfarrer (hieder): „Aber bedenkt, der Naz ist nun schon bald Siebenzig und Ihr hättet ihn nicht schlagen sollen.“

Großbauer 1: „So, Hochwürd'n, nit schlag'n? Den Nignug, der zu koaner Arwet nit taugt; dem schad's nix, wenn er a wengl tepft³⁾ werd — der wird a so a so hochmütig — taucht er net leghin sei Prag'n⁴⁾ vor mir in Weichkessel einer und hat mi schon zur Kirchentür reikemma sehg'n — is dös an Achtung vor sei'm Brotgeber — ka der Lump net a wengl wart'n?“

Bürgermeister: „Also — Leut — zur Sach red'n; mir hab'n — wia mir Hochwürden grad sagt, noch was Wichtinga's wiar am Naz seine Aug'n.“

Großbauer 2: „I moan, der Naz werd' a so koani zwanz'g Jahr mehr leb'n; ob er nachher blind is oder eppas siecht, is oan Ding; arwel'n ko er do nix. I moan, dös Geld könnma mir uns spar'n.“

Statisten: „Jawoll, könnma mir uns spar'n.“

Bürgermeister: „Ja, denk' hab' i mir's a scho — aber i moan mir frag'n doch Hochwürden um seine Meinung — wenn i bitt'n dürft, Hochwürden.“

Pfarrer: „Wenn auch das Augenlicht nicht das köstlichste Gut ist, wie der Herr Doktor meint, dies überhaupt als irdisches Gut schon nicht sein kann, so gebietet doch die Christenpflicht, daß man seinem liebsten Nächsten alles nach menschlicher Möglichkeit erleichtere —“

Lehrer (halbtaut): „Ausgezeichnet gesprochen!“

Pfarrer: „Blind sein ist ja sehr schlimm; aber der heilige Thomas war auch blind. Ich meine, man sollte etwas für den Naz tun — andererseits — (achselzuckend) die Gemeinde hat große Auslagen; es harren noch andere Dinge, auf die ich gleich zu sprechen kommen werde, der Erledigung. Übrigens, wer garantiert, daß ihm wirklich das Augenlicht erhalten bleibt und das viele Geld nicht umsonst rausgeworfen ist; gegen göttliche Bestimmung kann man nicht ankämpfen. Ich werde ihn zu trösten versuchen und ihn darauf aufmerksam machen, wie er dem Herrn dankbar sein müsse, auf Erden schon einen Teil seiner Schuld abbüßen zu dürfen — aber — ich will hienit nicht gesagt haben, daß man ihm das Stipendium verweigern soll — im Gegenteil, ich empfehle euch, überlegt und tut, was ihr für das Beste haltet, wie ihr der Gemeinde nützen könnt, muß euer erstes Ziel sein.“

Bürgermeister: „Also, Leut, was tean ma?“

Großbauer 1: „Nix tean ma — weil's doch gleich is — i schenk eahm an Taler und nachher is er z'fried'n und freut'n mehra wia wenn mir 'n in d' Stadt schick'n, wo er am End umsonst plagt und g'schunden wird —“

Lehrer: „Der arme Kerl!“

Großbauer 1: „Und Hoamweh hat nach sei'm Dorf — so moan i.“

Statisten: „Mir aa.“

Großbauer 1 (nickt ihnen gnädig zu): „Also stimmen mir ab!“

Bürgermeister: „Also dem Herrn Dokta sein G'such für 'n Naz is abschlägig beschieden; mir

kommen zu was anderm — Hochwürd'n hat's Wort.“

Pfarrer: „Meine lieben Pfarrkinder! Als neulich der Herr Bischof da gewesen ist, da hab' ich ihm 's Dorf zeigen müssen und da san mir auch auf die alte Bruck'n kommen und da hat der Herr Bischof den Kopf geschüttelt und ich hab' mich g'schämt vor dem Herrn Bischof für euch, weil ihr den heiligen Nepomuk, der wo dort steht, so ganz armselig habt runterkommen lassen, daß man nur hie und da a Fleckel sieht, wo er vergolbet war und hat doch der liebe Heilige so treu bis jetzt die gute alte Brücke bewacht bis die neue jetzt baut worden is —“

Großbauer 1: „Weil beim letzten Hochwasser der mittler Pfeiler wacklig wor'n is —“

Pfarrer: „Weil's an heiligen Nepomuk so wenig respektiert hab't, dös Undankbare und jetzt könnt ihr 's wieder gut machen, wenn ihr ihm ein neues goldenes Mantel umhängt, damit mir uns das nächste Mal nit wieder zu schämen brauchen, wenn der Herr Bischof kommt.“

Bürgermeister: „Ja mei, wie viel werd' dös nachher kosten?“

Pfarrer: „Ja, ich denk halt, a so a 200 Mark wird's schon kosten.“

Bürgermeister: „Dös ko di Gmoa nit leist'n.“

Pfarrer: „So, nit leisten — aber drei neue Spritzenschläuch kann's leisten für 250 Mark — ihr werd's scho seh'n, wo ihr hinkommt, wenn ihr dem Heiligsten gegenüber eure Taschen verschließt, Mißwachs und Mißernte wird euer Lohn sein.“

Lehrer (leise): „Sehr gut gesprochen, sehr richtig!“

Großbauer: „Wenn's aber halt Gottes Rat-schluß is, daß der Nepomuk verwittert?“

Pfarrer: „Ihr sollt euch schämen mit solchen Ausreden; das ist kein himmlischer Rat-schluß nicht; das ist die Natur, mit der ihr auf die Probe gestellt werden sollt, ob ihr auch was Übriges tut für euer Seelenheil; denn in Diesseits und Jenseits wird es euch zu Gute kommen, wenn ihr den Heiligen auf der Brücke neu kleidet, das sag' ich euch, euer Seelenhirt, der nur euer Bestes will.“

Bürgermeister: „Also Leut, jetzt hab't's ös g'hört — was tun mir?“

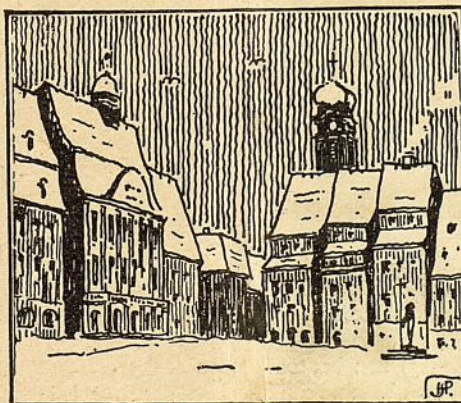
Lehrer: „Aber so was noch überlegen, bedenkt was Hochwürden gesagt hat —“

Großbauer 1: „Na meintwegen, i will nit schuld hab'n wenn die nächst Ernt' schlecht werd —“

Großbauer 2: „Meintwegen aa.“

Statisten: „No jo — aa recht — von mir aus — da kommts aa nimmer drauf z'samm.“

Bürgermeister: „Also — der Beschluß is ang'nommen, der heilig Nepomuk werd' vergold.“



Hans J. Philipp

Ein Appell an das deutsche Gewissen

So muß ich die Notwehr bezeichnen, zu der mich das beharrliche Schweigen der thronenden, über Leben und Tod der Theorien entscheidenden Wissenschaft verurteilt.

Seit nahezu fünf Jahren habe ich unter erschwerenden Umständen meinem Denkgorgan die Entdeckung neuer Wahrheiten abgerungen, die nicht nur geeignet sind, der gesamten Pflanzen-, Tier- und Menschenphysiologie samt der Entwicklungslehre neue Wege zu zeigen, sie auf eine neue gemeinsame Basis zu stellen, sondern die auch nach meiner und meiner Anhänger Überzeugung berufen sind, der Pflanzen- und Tierzucht nicht minder als der Menschenhygiene unermessliche Fortschritte zu sichern. Es ist schwer, dieses neue Lehrgebäude in wenigen Sätzen allgemeinverständlich zu skizzieren; aber ich will es versuchen, indem ich die sich lebhafter dafür Interessierenden auf meine vier seit 1910 erschienenen Schriften 1) Der elektrochemische Betrieb der Organismen, 4. Auflage; 2) Parerga zum Elektrolytkreislauf, 2. Aufl.; 3) Unser Herz ein elektrisches Organ, 2. Aufl. und 4) Der elektrische Zellturgor, 2. Aufl. verweise.*)

Der erwachsene Mensch besteht aus etwa 5000 Milliarden von Zellen, von denen jede einzelne ein bedingt abgeschlossenes chemisches Laboratorium bildet. Um aber die sehr zahlreichen ihr obliegenden chemischen Prozesse ausführen und die Schutzstoffe (Fermente) bewahren zu können, bedarf die Zelle eines elektrischen Turgors, der sie vor der Autolyse (Auflösung, Fäulnis) schützt und sie immun macht. Da dieser Turgor nur in aller kleinsten Räumen (Kapillarräumen) festgehalten werden kann, so ergibt sich das Erfordernis der mikroskopischen Kleinheit, sowohl für die einzeln lebenden Zellen (Bakterien), als die in Symbiose (Zellenstaat) lebenden. Wenn der elektrische Turgor nicht mehr zustande kommen kann, stirbt die Zelle. Ihre spezifische Struktur, ihre Triebkraft und Detumeszenz, ihre Immunität und Zeugungsfähigkeit verschwinden. Die nicht mehr elektrisch bemeisterte Chemie führt vollends den Untergang herbei, und die nunmehr freischaltende Wärme, die sonst einen Koeffizienten der Elektrizität bildet, beschleunigt nur noch den Prozeß der Zerstörung.

Da es heute noch massenhafte Bakterien gibt, die lediglich aus mineralischen Bestandteilen zusammengesetzt sind und nur aus solchen ihre Lebensfähigkeit schöpfen, so können wir sagen: Das Mineralische bildet die unerläßliche Voraussetzung alles Lebens; die kolloidalen (leimartigen), den Pflanzen- und Tierkörper aufbauenden Stoffe treten nur in immer weitergehender Heranziehung der verschiedensten Elemente hinzu, indem sie mit den einfacheren Lösungen neue Verbindungen eingehen und vorher noch nie dagewesene, zusammengesetzte Stoffe erzeugen. Aber das treibende Agens bilden nach wie vor die einfachsten mineralischen Verbindungen, und zwar bei den Pflanzen hauptsächlich Wasser, das Wasserstoff- und Sauerstoffionen (Hydroxylionen) absetzt, mit Chlorkalium, bei den Tieren Wasser mit Chlornatrium, zu denen sich noch einige, zum Teil antagonistisch wirkende Salze (Kalzium etc.), ferner Luftsaure, Kohlenensäure, Stickstoff u. a. gesellen. Das Verhältnis der Salze zum Wasser übersteigt in der Regel weder im Pflanzen- noch im Tierkörper 1:100. Die Salze haben

*) Erschienen im Verlag der „Jugend“, Preis zusammen 5 1/2 Mark.

¹⁾ Gesicht; ²⁾ liegt; ³⁾ hinuntergedrückt; ⁴⁾ Sand.

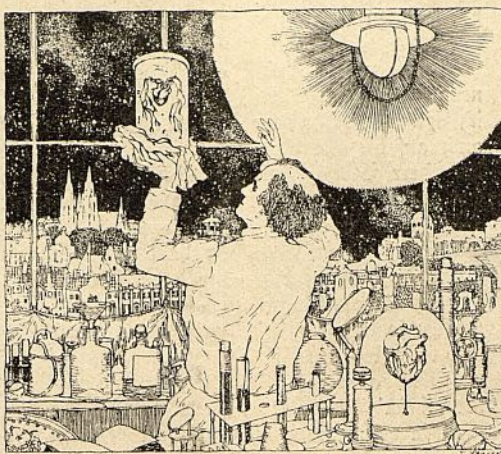
mit der von außen eingeführten Elektrizität und mit der Wärme das gemein, daß allzuviel davon die Organismen schädigt, vergiftet, ja tötet. Daher das erbliche Festhalten jedes Lebewesens, jedes Organs, des Blutes, jedes Zellkörpers an seiner spezifischen, optimalen, „bekömmlichsten“ Salzkonzentration.“

Nur die bewegende und gestaltende Energie, welche jene Elemente bei ihrer Vereinigung entwickeln, ermöglicht das sogenannte „Leben.“ Sie entsteht durch die Spaltung der Moleküle in Ionen. Die Kolloide, die unseren Leib aufbauenden und zu einer formidablen wandelnden Festung machenden Stoffe, setzen als solche keine Ionen ab; wenn sie als bewegliche, treibende Moleküle erscheinen, so verdanken sie dies lediglich der Verbindung mit mineralischen Ionen. Daselbe gilt von den Fermenten, den inneren Sekreten und den Alkaloiden, welche letztere zum großen Teile freilich, ebenso wie die Nahrung aus Tierstoffen, schon das Zeug zur Ionisierung mitbringen (Pflanzenenzyme). Man kann daher kühnlich sagen: die unerläßliche Voraussetzung aller leberhaltenden Vorgänge ist die Ionisation.

Um die entwicklungsgeschichtliche Bedeutung der Ionenwirkung zu erklären, muß man sich deren Walten sowohl im primitivsten Bakterium als durch die ganze Pflanzen- und Tierwelt bis zum Menschen vergegenwärtigen. Ein Zellenstaat, wie derjenige der höheren Fische, Vögel und Säuger, konnte selbstverständlich nur entstehen, wenn durch eine großartig angelegte Maschinerie die Möglichkeit geschaffen ward, den vielen Milliarden von Zellen unausgesetzt das nötige Material an Kationen und Anionen zuzuführen. In diesen und in ihrem Gleichgewicht, in der mächtigen chemisch-physikalischen Verbindung des Elektrolyten liegt der Lebenshebel.

Die hierdurch ermöglichte Erhaltung der normalen elektrischen Spannkraft in allen Zellen und Organen bildet die wichtigste der großen physikalischen Regulationen der Warmblüter. Während aber Störungen der Regulationen des gleichbleibenden osmotischen Druckes (bzw. der Gefrierpunktabsetzung), so wie der Isothermie (beim Menschen 36 bis 37 1/2 Grad C., bei den Vögeln einige Grad mehr) sich sehr empfindlich bemerkbar machen, haben wir für Störungen der elektrischen Dynamik und des Ionen-Gleichgewichtes keine selbsttätige Warnung. Die Anomalien können hier gefährliche Dimensionen annehmen, ja bis zur Ohnmacht und zum Stillstand des Herzens führen, ohne daß wir etwas davon „merken.“ Der Grund dieser verhängnisvollen Unempfindlichkeit liegt darin, daß wir überhaupt keinen eigenen elektrischen Sinn besitzen und daß die Wärme, für welche ein besonderer Sinn existiert, die an sich schwachen elektrischen Potentiale um das Vielfache verstärkt und daher beherrscht.

Dadurch, daß ich an die Stelle der alten Vorstellungen von einem getrennten Wasser- und einem Salzhaushalt der Organismen die Theorie eines Elektrolythaushaltes setzte, gewann auch die Ionenwirkung im Leben der Organismen neue Plastik. In der Tat ist es nun der Elektrolytkreislauf, der das Herz schlagen läßt und zu seinen hundertjährigen Kontraktionen befähigt — das Herz ein elektrisches Organ! Nun sind es die Druckschwankungen und Inanspruchnahmen des, vier Fünftel des Blutes ausmachenden Elektrolyten, welche unser körperliches, nervöses und geistiges Befinden regulieren. Schon der Anblick von Speisen, mit denen wir unseren



F. Staeger

Hunger stillen könnten, veranlaßt einen Blutandrang nach den Verdauungsorganen; aber nicht wegen der im Blute enthaltenen Nährbestandteile, sondern wegen der Salzlösung des Serums, welche den Verdauungszellen zugeführt und den Gehirn- und Muskelzellen entzogen wird, weshalb während der ersten Verdauung alle anderen Organe nur schwach funktionieren und das Bedürfnis der Ruhe haben.

Nach der von mir geschaffenen Vorstellung ist es in erster Linie die Zusammensetzung und freie Entfaltung dieser Ionenflüssigkeit, ohne welche das Wachsen, Blühen und Gedeihen unserer Leiblichkeit überhaupt nicht von statten gehen kann. Dadurch ergeben sich wie von selbst die Rücksichten auf den Elektrolytkreislauf als die primären. Die Kolloide und die mit ihnen wie mit dem Elektrolytgetränk Alkohol getriebene Völlerei müssen sich vor jenen Rücksichten ins Mäuseloch verkriechen. Von dem Eiweiß, aus dem die eigentlichen Bausteine des Körpers hervorgehen, dürfen wir nur so viel in uns aufnehmen, als der Elektrolytkreislauf ohne Schaden ertragen und verarbeiten kann, d. h. nicht mehr, als absolut notwendig ist. Auch die Aufnahme der stickstofffreien Nahrungstoffe, Fette und Kohlenhydrate, sollte, von demselben Gesichtspunkte aus betrachtet, keine Abundante sein.

Auf meine weiteren Entdeckungen, so z. B. die etwa drei Viertel der Warmblüterdynamik ausmachende Mitwirkung der Wärme, ferner unter den praktischen Ergebnissen meine vorbeugende Hitzschlagtherapie u. s. w., will ich hier nicht eingehen. Von allergrößter Bedeutung und jeden „Laien“ interessierend ist aber dieses: Können wir (für uns selbst wie für unsere Haustiere und Nutzpflanzen) die Frage, ob ein weitgehender, heilbringender Einfluß auf den Blut- und Zellelektrolyten möglich sei, mit „Ja“ beantworten? Ist dies der Fall, dann ist die baldigste Anerkennung meiner Lehre von der allergrößten Wichtigkeit, denn dann allerdings wäre Aussicht vorhanden, daß ein jeder viel, sehr viel für seine und seiner Schutzbefohlenen Gesundheit und Wohlbefinden tun könnte.

Nach meiner Lehre hängt nicht nur der flotte Betrieb aller Zellen und Organe, sondern auch deren Immunität gegen autolytische Prozesse und bakterielle Schädlinge, namentlich aber gegen organfremde Wucherungen (z. B. krebsige Entartung) von der Stärke des elektrischen Turgors ab. Da beim Menschen zur Komplettierung desselben ein bedeutender Wärmezuschuß erforder-

lich ist, so kann auch jede lokale Entwärmung Unheil anrichten, wenn der Elektrolytkreislauf nicht in allen Körperteilen optimal funktioniert. Nur glänzende Konstitution, Jugend und Enthaltbarkeit gewährleisten jenen Zustand „unverschämter Gesundheit“, den wir einst damit Beglückten erst zu schätzen wissen, wenn uns das Alter mit seinen Gebrechen überrumpelt und ein locus minoris resistentiae nach dem anderen zur Unzeit und am Unort zu Tage tritt. In der Jugend ist eben nicht nur die Zahl der Zellen relativ größer als im Alter, sondern jede Zelle ist auch stärker und elastischer, dem Ersatz zugänglicher, namentlich als elektrischer Akkumulator; zellfremde Angriffe begegnen einer viel energischeren Abwehr.

Aber auch schon der Mensch in den „besten Jahren“ ist im Rahmen unserer Mißkultur auf Schritt und Tritt plötzlichen und schleichenden Schädigungen seiner Gesundheit ausgesetzt, die sich unschwer auf Defekte seines Elektrolytkreislaufs zurückführen lassen. Der Gelegenheiten zur elektrolytischen Unordnung ist Legion. Das kommt hauptsächlich daher, daß, was die meisten nicht wissen, das Gleichgewicht zwischen Kationen und Anionen fortwährend durch das allgemeine oder lokale Ueberhandnehmen organischer Säuren gestört wird. Jede Muskelaktivität, jede nervöse oder psychische Erregung und Ueberanstrengung, Fieber, Krankheiten, Hunger und Kälte, Schmerzen aller Art, Kummer, Nervenschock, Schlaflosigkeit, heftige Gemütsbewegungen, Examenqual, überlanges Theater, unglückliche und — allzu glückliche Liebe, alle Arten von Völlerei usw. erzeugen Säuren, die an den alkalischen Reserven zehren. Nun gar durch starkes Schwitzen, mit dem Harn, durch Diarrhöen, Sputum, Tränen u. s. w. gehen dem Körper mehr oder weniger große Beträge an Laugen verloren, deren Nichtersatz wie beim diabetischen Koma sogar den Tod herbeiführen kann. Die Laugen können aber (unwesentliche Ausnahmen abgerechnet) nur durch Zuleitung von außen ersetzt werden. Auf die Rolle, welche bei diesen Vorgängen auch der Gaswechsel, namentlich derjenige des Sauerstoffs und der Kohlenensäure, spielt, will ich hier nicht näher eingehen.

Ob es möglich sein wird, durch rechtzeitige vorbeugende Alkalibehandlung den elektrischen Turgor bzw. die Immunität der durch ihren ganzen Habitus zu bössartigen Neubildungen Neigenden so zu stärken, daß sie dauernd dem Eindringen der zellfremden Gifte und Krankheitserreger Widerstand leisten können, mögen die Herren Ärzte erproben. Ich glaube fest daran, aber ich kann und will nicht unter die Kurpfuscher gehen. Meine, durch allernueste Experimente (Senderhelm*) an Mäusen und Ratten gestützte Vermutung geht dahin, daß die Krebszellen einen schwächeren elektrischen Turgor haben als die Normalzellen, und daß die letzteren nur dann im Kampfe mit den Eindringlingen unterliegen, wenn sie ungenügend elektrifiziert sind. Nur so scheint es mir erklärlich, warum der Gleichstrom von 15 bis 20 MA Mäusetumoren zur Nekrose und völligen Abstoßung bringt, während schwache Stromintensitäten von 2–5 MA das Wachstum der Tumoren beschleunigen. Durch den 15–20 MA-Gleichstrom werden nun aber nicht nur die schwächlichen Karzinomzellen getötet, sondern auch die Zellen des normalen Gewebes elektrisch stärker gemacht, vielleicht sogar — wenn auch nur vorübergehend — auf ihren optimalen

*) Deutsche Medizin. Wochenschrift 1914 Nr. 12 S. 583.

Turgor gebracht; eine Doppelwirkung, die sie vermutlich mit den radioaktiven und den Röntgenstrahlen gemein haben.

Alles dreht sich, wie man sieht, um den elektrischen Standard der Zellen, für dessen Erhaltung die elektrolytischen Umsetzungen die Regel, induzierte Gleich-, eventuell auch diathermische Ströme einen gewiß manchmal sehr wirkungsvollen Ersatz bilden, namentlich wenn und wo es gelingt, nicht nur die Stromstärke, sondern auch die Stromdichte genau der Aufgabe anzupassen. Ein Analogon zu der ungleichen Wirkung derselben Stromstärke auf normale Zellen und Sarkomzellen bildet die elektive Schädigung der leukämischen Zellen, während die roten Blutkörperchen und Lymphozyten nicht angegriffen, vielleicht sogar gestärkt werden. Es wäre ein großer Gewinn, nicht bloß für die Krebsforschung und -heilung, wenn sich meine schon des öftern geäußerte Meinung als richtig erweisen würde, daß im allgemeinen alle pathologischen Zellen elektrisch schwächer sind als die normalen, und daß daher bei der Bekämpfung von Geschwülsten, Geschwüren und Lähmungen das Hauptaugenmerk auf die elektrische Stärkung, sozusagen die „Verjüngung“ der normalen Zellen zu richten sei.

Aber das Eine muß ich betonen, daß auch die Vorbeugung gegen derartige tiefe Entartungen nur gedeihen kann, wenn man sich zu einer rückhaltlosen Anerkennung meiner Lehre zum Mindesten als fruchtbarer Arbeitshypothese aufschwingt. Konnte ich die früher rein empirisch angewandten, verblüffenden Wirkungen der intravenösen Salzlösungsinfusionen und lokalen Injektionen durch meine Lehre restlos erklären und eine jede für mich als experimentum crucis in Anspruch nehmen, und ist es mir sogar vergönnt gewesen, aus meiner Lehre heraus ein sicheres Heilmittel gegen den männermordenden

Hitzschlag zu finden, so ist es gewiß kein unbilliges Verlangen, auch den noch nicht sicher gezogenen Konsequenzen meiner Lehre eine umfassende empirische Prüfung gewidmet zu sehen. Und zwar sofort, ohne jeden Verzug; denn wenn meine Theorie von der Ionenbildung als Schutzwehr gegen jene schrecklichen Krankheiten richtig ist, dann kann durch ihre Anerkennung sehr viel Unglück verhütet werden.

Man mag den letzten Konsequenzen meiner Lehre noch so skeptisch gegenüberstehen, über ihre außerordentlich große heuristische Bedeutung kann nicht der geringste Zweifel herrschen. Wie sie ihrer ganzen Begründung nach eine gut fundierte induzierte Wissenschaft darstellt, so darf auch ihren Deduktionen die ernsteste Beachtung nicht versagt bleiben. Die Aufgabe des Arztes wird durch meine Lehre allerdings durchsichtiger, aber die fortwährend zunehmenden Fortschritte der Stoffwechsellehre, der Bakteriologie und der Toxikologie — von der Chirurgie ganz zu schweigen — werden die ärztliche Hilfe in Zukunft unentbehrlicher machen denn je. Ja ich gehe so weit zu prophezeien: Wenn meine Lehre erst Gemeingut unseres Volkes geworden ist, dann wird auch das alte Institut des Haus- und Leibarztes, aber in höherem Sinne als früher, wieder aufleben, — denn dann wird jeder Gebildete und Vernünftige sich alljährlich mindestens einmal einer gründlichen fachmännischen Revision des Gesundheitszustandes seiner verschiedenen elektrischen Organe, namentlich des Herzens, des Kreislaufs und der Verdauung, des Denkens und der Zeugung, unterziehen, und das heute aus dem Bewußtsein der Menschen fast verschwundene Axiom wird zu seinem Rechte kommen: „Mein Arzt — mein bester Freund!“

Deshalb halte ich mich für verpflichtet, meine Lehre als die Trägerin unabsehbarer Entlastungen vor dem Untergang durch Todschweigen zu schützen.

Deshalb wende ich mich an die „Gesunden“ und lade sie ein, mir bei einer groß angelegten Enquete behülflich zu sein, welche darauf abzielt, durch harmlose Massenerperimente die energiesteigernde Wirkung elektrolytischer Gaben zu erproben. Ich wende mich an alle Denkenden unseres Volkes, vor allem an die praktischen Ärzte, namentlich auch an die Herren Militärärzte. Denn wenn meine Theorie richtig ist, dann muß sie sich auch mit großem Erfolge zur Erzielung größerer Schlagenfertigkeit des Heeres im Ernstfalle verwenden lassen. Das Gebet vor der Schlacht in Ehren — aber zum Durchhalten vor dem Feinde wird der „elektrische Trunk“ unseren braven Jungen nicht minder zu Trost und Mut gereichen.

Wer da glaubt, sich für eine bevorstehende Anstrengung oder Aufregung in Sport, Beruf oder Familie stärken, oder einen durch Schweiß, Harn oder Stuhl erlittenen Elektrolytverlust ersetzen zu müssen, der schreibe eine Karte an den „Elektrolyt Georg Hirth in München.“ Die Gratiusendung wird demnächst stattfinden, — als Gegenleistung erwarte ich nur einen kurzen Bericht über den Erfolg. Als idealen Lohn möge ein Jeder das Bewußtsein tragen, die Geburtswunden einer tiefgehenden menschlichen Erkenntnis und gleichzeitig die Verzweiflung eines bereits am Bahrtuche nagenden deutschen Entdeckers gelindert zu haben. Geht's so nicht mit vereinten jugendlichen Kräften — dann fahre wohl, mein schöner Wahn, der Menschheit ein großes Geschenk gemacht zu haben!

Dann Adieu für immer — es sei denn, daß meine Lehre eines Tags, auf dem Umwege des Professoren-austausches, mit einem — chinesischen Mäntelchen bekleidet, in das dankbare Vaterland zurückkehre.

München, März 1914.

Dr. Georg Hirth